

alte Frau versteht, schiebt ihn hinaus und schließt die Tür, die Leute, sagt sie, Sie wissen ja, wie sie sind.

Der Rest der Nacht geht so weiter, mit ihr, die näht, säubert, schneidet und wieder näht, ich verliere das Zeitgefühl, sie fließt dahin, wir treiben beide auf einer dunklen, nach Alkohol riechenden See dahin, getragen vom Auf und Ab der Wellen. Gegen Mitte des folgenden Tages werde ich abgeholt, der Hubschrauber ist da, man verlegt mich nach Petropawlowsk. Eine Art russischer Feuerwehrmann taucht auf, groß, lächelnd, rot gekleidet, beruhigend. Er bietet mir einen Rollstuhl an, ich lehne ab, stehe auf, stütze mich auf seine Schulter, um die Treppe hinunterzugehen, weiß grau weiß grau, durch die Tür, hinaus auf den Beton. Dort ist ein Pulk von Leuten zusammengelaufen, um das Schauspiel zu bewundern, sie lauern mir mit

ihren Telefonen auf, mit meiner freien Hand verberge ich wieder mein Gesicht, schütze mich vor den Blitzlichtern, und von meinem Retter gestützt tauche ich zum zweiten Mal in den Bauch des Hubschraubers ein.



Während des Flugs dämmere ich dahin, ich erinnere mich, dass mir kalt ist, dass mir Blut die Kehle hinunterläuft und das Atmen erschwert. Nach der Landung zwingen mich die Ärzte, mich auf eine Trage zu legen, auf den Rücken. Ich sage ihnen, das geht nicht, ich kann so nicht atmen, aber sie versteifen sich darauf, sie halten mich zu mehreren fest, es kommt mir vor, als wäre die ganze Station versammelt, ich bekomme keine Luft. Es wird geschrien, gezetert, ich spüre einen Einstich in meinen

ruhiggestellten Arm, dann hört plötzlich alles auf, die Lichter tanzen, ich verliere zum ersten Mal seit dem Bären das Bewusstsein, nichts mehr, überhaupt nichts mehr, Leere, Stille, kein Traum.

Als ich wieder aufwache, bin ich vollkommen nackt, allein, am Bett festgebunden. Riemen schnüren meine Handgelenke und meine Knöchel ein. Ich prüfe meine Lage. Ich befinde mich in einem großen Saal mit abblättrender weißer Farbe an den Wänden, leere Betten stehen in einer Reihe mit meinem, es sieht aus wie eine dieser alten Erste-Hilfe-Stationen der Sowjetzeit, weit weg hallen ein paar Stimmen wider. Durch meine Nase, meine Kehle verläuft ein Schlauch; ich brauche eine ganze Weile, bis ich begreife, warum ich so merkwürdig atme und was dieses grün-weiße Plastikding an meinem Hals ist: Luftröhrenschnitt. In meinem

Halbdelirium erwarte ich jeden Moment, Doktor Schiwago auftauchen zu sehen, der Rahmen würde stimmen. Aber es ist eine blonde Krankenschwester, die lächelnd hereinkommt. Du wirst es schaffen, Nastjenka, sagt sie. Hinter ihr erscheint ein großer, breitschultriger Mann, knallende Stiefel auf dem gefliesten Boden, Goldkette, Goldzähne, Golduhr. Es ist der Chefarzt, das ist unverkennbar, er hat das Sagen bezüglich der jetzigen und kommenden Operationen, meiner Zwangsjacke und alles Übrigen. Den muss ich auf meine Seite ziehen, sage ich mir auf Anhieb.

Er ist ganz sympathisch, der König des Krankenhauses mit seinem gelben Lächeln. Er beglückwünscht mich: Niemand weiß, wie es sein kann, dass du am Leben bist, aber du bist es, bravo. *Molodjez*. Du bist eine sehr starke Frau, fügt er hinzu. Ich antworte ihm, ich

möchte nur, dass man mich losbindet. Nein, nein, das ist nicht möglich, du bleibst so, um dich vor dir selbst zu schützen. Aha. Die nächsten beiden Tage sind eine Qual. Der Schlauch in meinem Hals tut mir entsetzlich weh und die lächelnde Krankenschwester des ersten Tages ist verschwunden, es ist eine andere, sehr junge, zu junge, die sich um mich kümmert. Die Oberschwester beaufsichtigt sie von Weitem, man muss ja lernen ... Die Anfängerin wird zu meinem schlimmsten Alptraum. Und es wird zur Zwangsvorstellung, ich kann an nichts anderes mehr denken: Wie kann ich meine Fesseln loswerden. Ich klügele aberwitzige Methoden aus, sobald meine Wärterinnen aus der Tür sind. Zweimal schaffe ich es, mich zu befreien, ich reiße den Schlauch heraus, der einen schwarzbraunen Brei in meinen Magen leitet, ich erinnere mich an diese Farbe. Es ist Zeit zu füttern, höre ich